

Hansjoachim Baier

Kind sein
in
Brandenburg
an der Havel



Verlag Andrea Schröder

Hansjoachim Baier

Kind sein in
Brandenburg
an der Havel

*Für Thomas, Rebekka,
Stephan und Simon*

Text: Hansjoachim Baier

Cover: Gabriele Baier

Fotografien im Innenteil aus Privatbesitz

ISBN 978-3-944990-88-0

1. Auflage

Verlag Andrea Schröder, Inh. Jens Koch, Bernau

www.verlag-andreaschroeder.de

© 2021 Verlag Andrea Schröder

Inhalt

Silostraße 9	5
Schulweg und Schule	97
Glaube	137
Wo wir spielten	143
Winter	207

Gabriele und Hansjoachim Baier	231
Zum Verlag	232

Silostraße 9

Wenn in den frühen Morgenstunden eines sonnigen Sommertages ein Fuhrwerk an unserm Haus vorbeistuckerte, dann sahen wir Pferd und Wagen kopfstehend und in entgegengesetzter Richtung über die Rückwand unseres völlig verdunkelten Kinderzimmers ziehen. Möglich wurde das deshalb, weil wir im Parterre wohnten, und weil durch ein kleines kreisrundes Loch im Rouleau - eine Gewehrkugel hatte es in den letzten Kriegstagen hineingearissen - ein Strahl hellen Morgenlichtes in unser verdunkeltes Zimmer fiel. So war eine Camera obscura entstanden, deren wundersame Wirkung für uns über die vielen Kindheitssommer hin so selbstverständlich war, dass wir über das Zustandekommen solcher Bilder gar nicht erst nachdachten. Umso erstaunter waren wir Jahre später, als diese Erscheinung zu einem Thema in der Schule wurde.



Unsere Straße hatte - und hat noch - so ein richtiges, altes Kopfsteinpflaster aus rundlichen, unbehauenen Feldsteinen, bei denen an Größe, Farbe und Form keiner dem andern glich. Wenn nun jedes der vier hölzernen Speichenräder eines Fuhrwerks so ganz ungleichzeitig an den nächsten Stein stieß, dann stuckerte es, und zwar mit so unterschiedlichem Klang, dass wir den Wagen

gewissermaßen mit den Ohren sehen und sicher unterscheiden konnten, ob er leer oder beladen fuhr. Das Pflasterbild vor unserem Haus kannten wir ganz genau; mussten es auch kennen, wenn wir beim Überqueren der Straße immer die gleichen fußgerechten Steine treffen wollten, denn wie alle andern Jungs auch gingen wir den ganzen Sommer über barfuß. Wer sich im Frühling als Erster barfuß zeigte, der stand mindestens diesen einen Nachmittag lang im Ansehen ganz oben und wurde beneidet. Was haben wir unsere Mutter an den ersten warmen Maitagen nicht immer gebettelt: „Lass' uns doch endlich barfuß jehn, der und der dürfen ooch schon, fast alle jehn barfuß, warum dürfen wir denn nich.“ Das ging so lange, bis sich unsere Mutter entweder erweichen ließ, oder unser Gequengel mit einem energischen Donnerwetter beendete.

Wenn ich von u n s e r e m Haus spreche, dann hat das beileibe nichts mit Eigentum zu tun, alle Leute sprachen so von ihrem Wohnhaus. Bei uns ging es dabei fast immer um Mietshäuser der Gründerjahre, wie sie besonders das Bild unserer schattigen Straßenseite prägten. Fast alle dreistöckig und damit gleich hoch, in Gliederung und Farbe der Fassaden aber ganz verschieden, bot jedes Haus ein eigenes, unverwechselbares Bild. Die Wand unseres Hauses war bis zu halber Höhe mit gelben Klinkern verblendet, über den Fenstern wölbten sich in ergrautem Weiß wulstige Bögen und Dreiecke. Über dem kraftvoll ausgezierten hölzernen Haustor streckten sich die vergoldeten Zunftzeichen der Schmiede in die Straße, die filigran verflochtenen Umrisse von Ambos, Hammer und Zange. Die Toreinfahrt war unten zu beiden Seiten von wulstigen schmiedeeisernen Abweisern begrenzt. Bei ungenauem Einlenken eines Fuhrwerks wurden dessen Räder durch die schräg gestellten Eisen soweit seitlich versetzt, dass der Ladekasten nicht das Mauerwerk schrammen konnte.

Der Torweg! Schon hier kann ich nicht anders, ich muss abschweifen. Denn bevor ich euch erzähle, auf welchem Wege wir in diese Nachkriegswohnung, in das Haus unserer Kindheit gekommen sind, muss ich kurz unser Zimmer schildern, dessen eine Außenwand ja direkt hier am Torweg lag.

Dieses sogenannte Kinderzimmer diente uns Jungs ausschließlich zum Schlafen. Im zusammengesuchten und -geliehenen Mobiliar war all das untergebracht, was sonst nur selten gebraucht wurde. Geheizt wurde das Zimmer nie, die Kohlen reichten so schon nicht. Als Schutz gegen den Frost diente allein das doppelwandi-

ge Rouleau, da nachts immer vollständig heruntergelassen wurde. Wir waren an die pechschwarze Finsternis gewöhnt, fanden unsere Nachttöpfe unterm Bett blindlings, empfanden nicht die Spur von Furcht.

Aber diese Kälte! Zwei Wände grenzten an Toreinfahrt und Treppenhaus, unter uns der Keller, das unbeheizte Schlafzimmer der Eltern nebenan - unser Schlafraum hatte sozusagen nur Außenwände. Manchmal war es so kalt, dass morgens Reif auf der Tapete lag.

Aber abends erst mal ins eiskalte Bett zu kommen! Ich beschloss, diesen Schrecken durch einen anderen zu verdrängen und versuchte es mit Atemnot, indem ich mir das eisige Federbett vollständig über den Kopf zog. Das half, denn das schnell eintretende Erstickungsgefühl bewirkte eine regelrechte Angstwärme. Wenn ich mir dann das Bett vom Gesicht riss, war die Kälte vergessen!

Unser Zimmer hatte aber auch eine schöne Seite, sogar eine wahre Augenweide - die Kartoffelsuppentapete. Auf gelbem Grund waren da kleine rote Einsprengsel und kurze krautige Stiele verteilt, die genauso aussahen wie die Mohrrübenstückchen und die kurzen Beifußstiele in unserer gelben Sonnabendmittagkartoffelsuppe. Wenn der Beifuß anfangs auch nur als Ersatz für sonst übliche Speisewürzen gedacht war, die entweder zu teuer oder noch gar nicht wieder zu haben waren, so blieb er am Ende bei uns doch das Kraut aller Kräuter und gab unserer Kartoffelsuppe bleibend ihr Aussehen und ihren unverwechselbaren Geschmack. Unsere gelbe Suppe haben wir all die Jahre hindurch jeden Sonnabend und vor jedem der großen Festtage gegessen. Ein Heiligabend ohne mittägliche Kartoffelsuppe hätte Weihnachten auf den Kopf gestellt. Selbst einen Tag später ging's nicht ohne Beifuß, denn auch in der Soße um den Kaninchenbraten herum ließen sich die Stiele finden.

Wenn auch ein schlichtes Essen, so hatte unsere gelbe Kartoffelsuppe für uns doch immer auch einen Beigeschmack von Heiterkeit. Unser Vater kam an diesem Tag schon gegen Mittag von der Arbeit, kam gutgelaunt die Hofftreppe vor dem Küchenfenster herauf, und auch an Schule brauchte nun eine Weile nicht gedacht zu werden, Zufriedenheit machte sich breit.

Das Licht der Welt

„Einmal in meinem Leben habe ich ein gebratenes Täubchen gegessen“, sagte unsere Mutter manchmal, wenn sich unsere Gespräche wieder einmal ums Essen drehten, „das war, als ihr geboren wurdet, an einem Pfingstsonnabend, ich sollte wieder zu Kräften kommen. Draußen war es so kalt, dass geheizt werden musste, wir hatten gerade die Eisheiligen.“

Wir hatten aber auch schon ein dreiviertel Jahr lang Krieg an diesem 11. Mai 1940. Wir wurden in einen Ausnahmezustand hinein geboren, der bis zum Mai 1945 anhielt. Für uns war der Kriegsaltag Normalität, eine andere Welt kannten wir nicht.

Eine meiner frühesten Erinnerungen hängt mit unserem Zwillingswagen zusammen, dem sogenannten Sportwagen. Seine Sitze waren nicht neben-, sondern hintereinander angeordnet, aber leider so, dass sich unsere Füße in der Mitte trafen. Wer an der Spitze saß, konnte nicht nach vorn blicken, kam also schlechter weg, weil er immer nur den zurückgleitenden Weg sah. Und selbst dort musste man ja noch an der mühsam schiebenden Mutter vorbeischießen. Zu Beginn einer dieser Fahrten, wir standen noch vor unserer Haustür in der Watstraße, wurde ich doch tatsächlich auf diesen miesen Rückwärtsplatz gesetzt, obwohl ich genau wusste, mit dem Blick in Fahrtrichtung an der Reihe zu sein. Ich stotterte irgendeinen Protest zusammen, hatte damit aber so wenig Erfolg, dass ich sofort anfang, meinen Anspruch mit einem meckernden Geheul zu bekräftigen. Da sah mich Klaus von gegenüber auf einmal so verständnislos an, mit großen Augen, den Kopf ein bisschen schief gehalten, dass ich gleich wieder verstummte, weil mir mein Verhalten auf einmal furchtbar peinlich war. Dieses erste intensive Gefühl von Scham hat sich mir tief eingeprägt.

So tief, wie auch die ersten Wunder, die wir erlebten. Da waren wir eines schönen Wintermorgens einmal ganz entzückt von den Feuermännlein, die in unserm Ofen tanzten. Ingeborg, unsere „große“ Schwester, hatte sie beim Heizen entdeckt. Und da sahen auch wir sie auf einmal ganz leibhaftig, wie sie mit ihren spitzen Mützen rot und gelb und blau in flackerndem Wirbel dahintanzten. Immer war es unsere Schwester, die so erstaunliche Dinge zuerst entdeckte. Aber sie war ja auch vierzehn Jahre älter als wir.



Ein anderes Wunder waren unsere sprechenden Gummi-Indianer, jeder von uns beiden hatte einen. Mit ihrem Federschmuck waren sie etwa eine Handspanne hoch und quietschten, wenn wir auf ihren Bauch drückten. Aber was heißt schon quietschen, wenn wir doch ihre Sprache genau verstanden. Denn sobald Klaus voraussagte: „Meiner sagt jetzt MUTTI“ und dabei zudrückte, dann hörten wir ein ganz deutliches MUTTI! Mein Indianer konnte genauso klar TANTE ELLA sagen. Und so ging das durch die ganze uns geläufige Verwandtschaft bis zu TANTE TRUDCHEN. Bei diesem Namen waren uns die Häuptlinge in der Artikulation sogar überlegen.

Leider kann Vorstellungskraft aber auch Furcht erzeugen. So hatte ich als Vierjähriger einmal einen Traum, der mir solche Angst einjagte, dass er für mich bis in die späten Kinderjahre nichts von seinem Schrecken verlor.

Wir Zwillinge schliefen im Schlafzimmer unserer Eltern, der eine in der Besuchsritze, wie dieser bevorzugte Platz zwischen den Eltern genannt wurde, der andere neben dem Kopfende der Mutter in einem Leiterbettchen. Eines nachts, es war stockdunkel im Zimmer, sah ich von dort aus in der Schranknische gegenüber einen schwarzen Wolf stehen. Nur eine grünliche Umrisslinie machte ihn sichtbar. Er stand aufrecht, ein Korb hing über der angewinkelten Vorderpfote, auf dem Kopf saß ein helles gefälteltes Häubchen. Er stand schwarz und still und starrte mich böse an. Wie gelähmt vor Angst, brachte ich keinen Ton heraus, konnte aber endlich doch wimmernd die Mutter anrufen. Sie machte Licht, aber der Wolf stand immer noch da. Ich zeigte auf ihn, sagte, da sei ein Wolf, aber sie sah ihn nicht. Erst als sie mir beruhigend zusprach, wurde die Erscheinung blasser und löste sich endlich ganz auf.

Wir wohnten in einem der noch ziemlich neuen, geklinkerten Häuser am Ende der Watstraße, in Nummer 28a, zweiter Stock. Von der Hofseite aus konnten wir über die Gärten hinweg auf die Villen an der Havel und hinüber bis zum Dom blicken. Von der anderen, der schattigen Nordseite aus, sahen wir auf die Ufer des Beetzsees von der Badeanstalt bis hinüber zur Bollmanninsel. Als Vierjährige allerdings hatten wir noch kein Auge für diesen herrlich weiten Ausblick. Was uns wirklich bewegte, lag auf der anderen Straßenseite direkt vor unserer Haustür: der Schwarze Sand. Ein Stück feuchten Brachlandes, das sich neben Schrebergärten vom Eichenweg an der Ecke bis fast auf die Höhe unserer Haustür hinzog. Warum es brach lag, ist nicht recht klar. Möglicherweise, weil es deutlich tiefer lag als seine Umgebung, eine Art feuchter Mulde, in der Regenpfützen sich lange halten konnten. Als wir zum ersten Mal dort spielen durften, haben wir am Rand einer solchen Pfütze unsere erste „Modderpampe“ durch die knetenden Hände sickern lassen, eine Wonne, die ich noch heute fast körperlich empfinde. Mischten wir etwas mehr Erde in den Modder, dann wurde daraus eine Masse, mit der wir auch Häuser und Mauern bauen konnten.

Schwarzer Sand hieß diese Buddelstelle natürlich nur bei den Kindern. Sie hatten den Namen erfunden, um diesen Spielort vom viel größeren Weißen Sand zu unterscheiden, der sich in der Nähe



fast fußballfeldgroß bis zum Beetzsee hinunterzog. Vom Weißen Sand wird gleich noch die Rede sein.

Hier aber noch ein ergänzendes, ein wichtiges Wort zum Schwarzen Sand. Erst als ich dieses Kapitel schon geschrieben hatte, bestätigte mir auf Anfrage ein Brandenburger Historiker, dass hier früher der kilometerlange Silograben entlanggeführt hatte, der die Stadt im Norden vom Beetzsee bis zum Quenzsee umfloss.

Die große Fläche des Weißen Sandes entstand, als am gegenüberliegenden Ufer der Mühlengraben ausgehoben wurde, der neben der Badeanstalt in den Beetzsee mündet. Der Weiße Sand war also einfach ein Aushub von gegenüber.



*Die Umgebung unserer Kinderjahre,
eine Fotografie vom Turm der Gotthardtkirche*



- 1 Großer Beetzsee
- 2 die sog. Anlagen, Grünanlagen, die sich bis an den See hinunterziehen
- 3 Silostraße 9, Haus unserer Kindheit; davor mit den 5 dunklen Fenstern die Schmiede
- 4 „Der weiße Sand“
- 5 der Puhl
- 6 Bollmann-Insel
- 7 Kleiner Beetzsee
- 8 unsere „Badestelle“
- 9 Schleuseneinfahrt

Krieg

Anfang, Anfang, Ende, Ende,
Übern Kuhstall sind Verbände,
Übern Pferdestall sind Jäger,
morgen kommt der Schornsteinfeger.

Das erste Gedicht, das wir auswendig hersagen konnten! Und nicht nur auswendig! Wir konnten es sogar richtig schnell runterrattern. Darauf waren wir als Vierjährige mächtig stolz. Dass der Wortlaut etwas mit Volksempfänger und Fliegeralarm zu tun hatte, wussten wir natürlich nicht. Auf jeden Fall haben wir aber immer „Übern Kuhstall und übern Pferdestall“ gesagt, sonst wäre nichts mit Runterrattern gewesen. Eine andere Szene, die ich erst viele Jahre später als komisch begriff, hat sich einmal im Frühjahr 1945 in unserer häuslichen Umgebung abgespielt. Nach einem Bombenangriff schon am Vormittag sprach es sich herum, dass draußen überall Silberpapierstreifen lägen, besonders aber drüben beim Weißen Sand. Wir gingen mit unserer Schwester hinüber, trafen dort schon auf etliche Erwachsene, die die glänzenden Streifen zwischen ihren ausgestreckten Armen mit prüfendem Blick taxierten und hörten sie grübelnd darüber mutmaßen, welchen kriegsbedingten Zweck der Abwurf solch federleichter Silberbänder eigentlich haben könnte, ja, was das überhaupt sei. Bis es plötzlich einer unter ihnen wusste: „Das müssen Kondensstreifen sein“, sagte er, woraufhin ihm die anderen kopfnickend zustimmten. Dieses Wort hatten alle schon einmal gehört - na klar, Kondensstreifen!

Dass mit diesen Stanniolstreifen das Deutsche Radar ausgeschaltet und damit die Überwachung des Luftraumes unmöglich gemacht wurde, konnte wirklich niemand wissen, denn diese Seite der Kriegsführung unterlag strenger Geheimhaltung. Wir jedenfalls glaubten bis in unsere späteren Kinderjahre daran, damals Kondensstreifen gesehen zu haben Solange, bis der neuartige Düsenantrieb Flugzeuge in solche Höhen trug, dass die dort entstehenden Streifen einen Namen bekommen mussten. Solange aber auch, bis das Wort Stanniol allmählich Gemeingut wurde. Wie unsere Mutter erzählte, mussten wir ab Mitte 1944 fast jede Nacht in den Luftschutzbunker hinunter. Sirenengeheul! Uns Jungs aus dem Schlaf reißen, hastig anziehen, runter in den Keller, das war alles eins. Ich erinnere mich dabei nur an einen schwärz-

lichen, schwach erleuchteten Raum voller Menschen und an gedämpfte Gespräche. Klaus hingegen weiß noch genau, dass die Frauen manchmal aufschrien, wenn nach einer fernen Bombenexplosion auch unser Haus bebte. Für uns Vierjährige war so etwas Normalität, wir kannten die Welt nicht anders. Und dann - wir waren doch zu Hause, die Mutter und die große Schwester waren um uns, was konnte uns schon geschehen!

Eigenartig war nur, dass unser Vater nie mit uns im Keller war. Erst Jahre später, als wir groß genug waren, um Begriffe wie Luftschutzwart, Volkssturm und Krieg in ihren Zusammenhängen zu verstehen, wurde uns klar, wie froh wir über diese nur zeitweilige Abwesenheit unseres Vaters sein konnten. Er hatte, gerade achtzehn Jahre alt geworden, die letzten zwei Jahre des Ersten Weltkrieges noch an der furchtbaren französischen Front erleben müssen, hatte überlebt, als Funker in den vordersten Gräben überlebt... Nun hatte er bei Kriegsausbruch sofort wieder einen Gestellungsbefehl erhalten, war diesmal aber im letzten Moment als nicht „kriegsverwendungsfähig“ (kv) eingestuft und somit nicht eingezogen worden. Er blieb als Werkmeister in der Fahrradfabrik „Excelsior“ vor dem Fronteinsatz bewahrt, weil das Werk auf kriegswichtige Produktion umgestellt wurde.

Unter den Abenden im Kriegsalltag ist mir nur einer im Gedächtnis geblieben. Wahrscheinlich auch deshalb nur, weil ich da meiner Meinung nach glänzen konnte. Es muss der Geburtstag unseres Vaters im März 1945 gewesen sein, als abends Onkel Ernst und Tante Trudchen zu Besuch kamen, unsers Vaters Bruder und die Schwägerin also. Das Licht in der Stube wurde angeschaltet und die schwarz-papierenen Rouleaus an den Fenstern noch einmal auf dichtes Schließen hin kontrolliert, dann erst ging man, wenn es so etwas noch gab, zum gemütlichen Teil über. Es gab keinen Fliegeralarm an diesem Abend. Die Gespräche drehten sich ausschließlich um den Krieg, und dabei vor allem um den augenblicklichen Frontverlauf, was unseren Vater veranlasste, jene täglich benutzte, schon ein wenig lappige Landkarte auf dem Tisch auszubreiten und mich sofort vor aller Augen zu fragen: „Hans, wo liegt Berlin?!“ Da konnte ich sofort auf den größten dunkelroten Fleck tippen und stolz die Anerkennung von Onkel und Tante einheimsen. Gleich darauf kam man aber auf den Ernst der Lage zu sprechen, wörtlich: „Die Russen stehen jetzt hier...“ Der Finger unseres Vaters war gar nicht mehr so weit vom großen roten Fleck entfernt. Er zeichnete dabei eine Linie nach, wie sie offiziell im

Rundfunk verlautbart wurde. Dass der Frontverlauf in Wirklichkeit schon ein ganz anderer war, das wusste allerdings jeder. Unser Vater stülpte regelmäßig eine dicke Decke über sich und den Volksempfänger, um die BBC-Nachrichten zu hören. So etwas war gefährlich, galt als Landesverrat. Unsere Mutter erzählte Klaus später einmal davon, da waren wir längst erwachsen.

Fliegeralarm! Angsteinflößend war eigentlich nur das furchtbar laute, schreiend dissonante Sirenengeheul. Wenn es unterwegs über uns hereinbrach, dann galt es zu rennen, um den nächstliegenden Bunker bei noch geöffneter Tür zu erreichen. Einmal wären wir beinahe nicht mehr in den Rathenower Bunker eingelassen worden, weil ich wegen furchtbarer Bauchschmerzen nicht mehr weiterkonnte. Hin- und hergerissen zwischen Angst und Mitgefühl redete unsere Mutter beschwörend auf mich ein, die hundert Meter doch noch zu schaffen. Denn einmal fest verkeilt, wären die dicken Stahltüren für uns wahrscheinlich nicht mehr geöffnet worden. Mit knapper Not wurden wir noch eingelassen.

Für den Bau eines anderen Bunkers, dessen riesige graue Betonwand für uns Kinder später das Bild der Altstadt ausmachte, mussten sogar Wohnhäuser geopfert werden. Er reichte vom Kietz rüber bis in die Ziegelstraße hinein. Lediglich eine ausladende halbkreisförmige Öffnung über der Mühlentorstraße milderte den erdrückenden Anblick des grauen Riesenquaders, der so hoch und breit und dunkel über den Dächern lastete. In diesem Bunker haben wir einmal versucht unterzukommen, als man die Türen gerade eben verrammelt hatte. Auf unser dringendes Klopfen hin wurden wir mit einem barschen Verweis gerade noch eingelassen. Dicht an dicht verängstigte Menschen vor den kalten grauen Wänden, Dämmerlicht nackter Glühbirnen - hier habe ich das einzige Mal im Krieg echte Beklemmung gespürt. Und der Geruch von Beton ist mir seitdem zuwider.

Wir gehen in die Stadt

Ich weiß nicht, ob diese Wendung auch in anderen Städten gebräuchlich ist, in Brandenburg jedenfalls ging jeder, der außerhalb der Stadtmauern wohnte, in die Stadt, wenn er etwas brauchte, was über Essen und Trinken hinaus ging. Es war ja auch noch gar nicht so lange her, 70 Jahre etwa, in den Gründerjahren also, dass die Stadt über ihre Wehranlagen hinausgewachsen war - so lange halten sich sprachliche Wendungen allemal.

Im Sommer 1944 war es, als unsere Mutter mit uns zum ersten Mal in die Stadt ging. Mein Gott, wir wussten gar nicht wo wir zuerst hinsehen sollten. Alles war neu, war bewegt, so viele Leute um uns herum. Und Autos, eins nach dem andern - wir kamen aus dem Staunen gar nicht mehr raus. Und dann konnten wir sogar



unter einem Haus hindurchgehen! Lange, im schattigen Halbdunkel. Ich fühle noch heute die Faszination, die ich beim Gang durch die Arkaden des Kurfürstenhauses spürte.

Als ich dann von der anderen Straßenseite auf das Haus zurückblickte, da blieb mir geradezu der Mund offenstehen, so ein ungewöhnlicher Anblick! Bisher hatten wir immer nur eckige Häuser gesehen, dieses hier aber hatte lauter Rundungen und Kurven und war verziert - schon ein Vierjähriger kann durch die Besonderheit eines Renaissancegiebels beeindruckt sein.

Das Erstaunlichste jedoch sollten wir erleben, als wir auf das eigentliche Ziel unseres Weges zusteuerten, auf ein Haus mit unauffälliger Straßenfront, das nicht weit hinter dem Rathaus am Molkenmarkt stand. Unten gab es ein Schuhgeschäft, oben vier große gleichartige Fenster, die uns solange nicht weiter auffielen, bis unsere Mutter sagte: „Guckt mal genau hin.“ Da erst sahen wir es: das waren ja gar keine echten Gardinen, keine wirklichen Fensterkreuze! Innerhalb der fertig ausgeführten Fensterleibungen war alles zugemauert, glattgeputzt und dann bemalt worden. Die dunklen Fensterkreuze mit den gerafften weißen Gardinen dahinter und das schattige Schwarz der Innenräume, das alles sah von weitem so echt, sah wirklich wie bewohnt aus. Also nein - dass jemand so echte Fenster malen konnte! Es war nicht zu fassen.



Noch weniger begriff ich, was sich anschließend im Schuhgeschäft zutrug. Dort musste ich meinen rechten Fuß, er steckte bereits im neuen Schuh, unter ein Gerät schieben, auf dessen Glasplatte oben auf einmal ein unerklärliches Bild aufleuchtete: blasse helle Knubbelchen auf dunklem Grund. Der Fuß sei durchleuchtet worden, erklärte uns die Mutter anschließend.

Als wir nach Kriegsende wieder einmal am Neustädtischen Markt unterwegs waren, gab es dort keine Renaissancebauten mehr, Rathaus und Kurfürstenhaus lagen in Trümmern. Unsere einzigartigen Fenster aber gab es noch immer.

Alt Bensdorf

Als die Bombenangriffe immer häufiger wurden, erwogen unsere Eltern, Brandenburg zu verlassen. Aber erst die schon nahe Front und unsere verängstigte, bald 19-jährige Schwester veranlassten dann endgültig unsere Flucht aufs Land, nach Bensdorf. Genaugenommen nach Alt Bensdorf, wo eine Tante unserer Mutter mit ihrer Tochter ein Gehöft bewirtschaftete. Mitgenommen konnte nur werden, was die Fahrräder außer uns beiden Jungs zu tragen vermochten. Unsere Schwester fuhr schon einen Tag vor uns ab. Wie unsere Eltern uns später erzählten, fuhren wir los unter dem Heulen von Flugzeugmotoren und dem Geschützdonner der nahen Front. Dennoch kann ich mich an keinen einzigen Knall erinnern. Ich weiß nur noch, dass wir irgendwann im Sonnenschein auf der Quenzbrücke standen, unsere Eltern im Gespräch mit zwei uniformierten Männern. Wie uns später gesagt wurde, waren die beiden Soldaten zwar verpflichtet, unsern Vater wegen seiner Zugehörigkeit zum Volkssturm an der Weiterfahrt zu hindern, sie legten aber die Situation schon wegen uns kleinen Jungen nicht als Fahnenflucht aus. Mit dem Hinweis, dass unser Vater zurückzukommen habe, taten sie ihre Pflicht und ließen uns dann weiterfahren. Unser Vater versprach das Zurückkommen nicht nur, er wollte nach unserer Ankunft in Bensdorf tatsächlich sein Wort halten. „Mann, bist du verrückt geworden“, hat unsere Mutter da gesagt, „der Krieg ist aus und du willst ins Unglück rennen...?!“ Noch waren wir aber auf dem Weg nach Bensdorf und mussten erstmal bei Familie Ahlert ankommen, so hieß die Verwandtschaft. Klaus kann sich noch daran erinnern, dass uns unsere

Schwester mit einer Schar Kinder entgegenlief, als wir ins Dorf einfuhren. Unsere Eltern müssen ungeheuer erleichtert gewesen sein, als sie ihre Tochter nach zwei Tagen schlimmer Ungewissheit wohlbehalten in die Arme schließen konnten.

An die beiden Frauen auf dem Gehöft erinnere ich mich nur als an zwei schattenhaft dunkle Gestalten, das Geviert des Hofes dagegen habe ich noch genau vor Augen. Von der Straßenseite aus gab es ein ebenerdiges, über Eck gebautes Wohnhaus, und auf den anderen beiden Seiten fassten Stall und Scheune den Hof ein, in dessen Mitte uns Kindern besonders der hohe, würzig riechende Misthaufen gefiel. Im Stall standen nur Kuh und Ziege, sie mussten sich gemeinsam einen recht engen Verschlag teilen. Nachdem ich ein erstes Mal beim Füttern zugesehen hatte, bin ich wenig später allein in den Stall geschlichen, um den Tieren selbst einmal Heu reichen zu können. Aber denkt ihr, die Ziege hat auch nur einen Halm abbekommen? Obwohl die Kuh noch kaute, drückte sie die Ziege mit ihrem schweren Schädel immer wieder beiseite und rupfte mir hastig jedes weitere Bündelchen Heu aus der Hand. Ich war so empört über diese Ungerechtigkeit, konnte aber rein gar nichts dagegen tun.

Ein wenig Freude brachte unser fünfter Geburtstag mit sich. Zwar gab es keine Geschenke - in dem Alter weiß man ja noch gar nichts von einem Geburtstag -, aber unsere Mutter überraschte uns mit einer kleinen Büchse und einem Teelöffel in der Hand, als sie uns morgens auf unserm Strohsack gratulierte. Sie gab uns dann eine Art weißen Sirup zu kosten. Und da war es, als wenn mir plötzlich der Himmel über die Zunge flösse. Süße Kondensmilch - ein Vorgeschmack der Seligkeit! Seit jenem 11. Mai 1945 braucht mir keiner mehr damit zu kommen, die Speise der Götter seien Nektar und Ambrosia gewesen, es war ganz und ganz gewiss dicke süße Kondensmilch!

Leider veränderte sich unsere Situation auf dem Hof kurz nach unserm Geburtstag besorgniserregend. Klaus wurde schwer krank, er bekam eine Lungenentzündung. Ich höre unsere Mutter heute noch: „Was soll'n wir bloß machen, er hat schon einundvierzig Fieber...!“ Am nächsten Vormittag kamen auf ihrem Rückzug die letzten deutschen Soldaten bei uns durch. Unter ihnen fanden unsere Eltern einen Militärarzt, der sofort sah, wie ernst es um den kleinen Jungen stand. Er verabreichte Klaus ein wenig von seinem Penizillin, das er bis hierher aufgespart hatte. Wahrscheinlich hat er meinem Bruder damit das Leben gerettet.

Dieses Wundermittel war noch so gut wie unbekannt unter den Leuten.

Aus Angst vor den anrückenden Russen flüchtete am nächsten Tag unsere Schwester aus dem Dorf. Gemeinsam mit einem jungen Bauernburschen, der russische Gefangenschaft fürchtete, wollte sie versuchen, sich über die Elbe zu den Alliierten durchzuschlagen. Es gelang. Um aber als Junge durchzugehen, ließ sie sich unterwegs den Kopf kahlscheren. Die Verwandlung war so überzeugend, dass ihr, wie sie später erzählte, junge Mädchen schon mal schöne Augen machten. Oder auch ganz ungehalten reagieren konnten, wie unsere Cousine Grete, als sie in Wolfsburg von diesem dreisten Bengel so familiär angesprochen wurde. Wer glaubt denn auch an enge Verwandtschaft, wenn so ein Kahlkopf vor einem steht? Nichts voneinander wissend, von Brandenburg/Havel her auf der Flucht, stößt man in Wolfsburg unter Massen von Flüchtlingen auf die eigene Cousine...!

Tante Ella hatte ihre Tochter Grete zwar nicht allein gehen lassen, war aber nach dem Waffenstillstand schon bald wieder allein nach Brandenburg zurückgekehrt. Dem fast unglaublichen Zufall der geschilderten Begegnung verdankten unsere Eltern das erste Lebenszeichen von unserer schon als vermisst geltenden Schwester. Was waren all die Sorgen, mit denen sie sich herumzuschlagen hatten, gegen das Glück einer solchen Nachricht!

Erst in der Lüneburger Heide, im Schutze amerikanischer Besatzung, glaubte unsere Schwester sicher zu sein. Sie arbeitete dort ein dreiviertel Jahr lang als Magd auf einem Bauernhof, bevor auch sie wieder zu uns zurückkehrte.

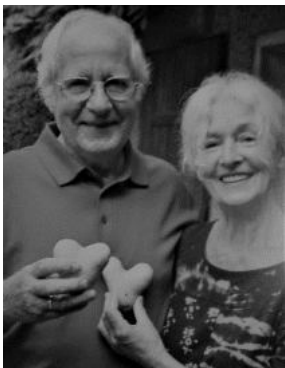
Aber das ist hier nun schon Zukunftsmusik. Noch sind wir in Bendorf und unsere Schwester ist gerade geflüchtet. Gerade noch rechtzeitig, denn am nächsten Morgen sind die Russen da. Draußen wird es schon hell, an der Seite unserer Mutter schlafen Klaus und ich noch auf unseren Strohsäcken unter den Fenstern der Wohnstube, da fliegt auf einmal die Tür auf, ein junger Russe poltert mit schweren Stiefeln auf uns zu. Unsere Mutter richtet sich auf und breitet schützend die Arme vor uns aus, aber der junge Mann mit dem olivfarbenen Käppi beachtet uns gar nicht weiter, er biegt zum Fenster hin ab, sieht sich kurz um, und verlässt mit dröhnenden Schritten den Raum.

In welche Gefahr jedoch die beiden Hofbäuerinnen unseren Vater gebracht hatten, stellte sich kurze Zeit später heraus. Auf die eindringliche Frage eines halbwegs deutsch sprechenden Rus-

sen, ob Waffen auf dem Hof seien, wurde das glaubhaft von den Frauen verneint. Unser Vater hatte sich da vorher bei beiden versichert. Die Soldaten waren schon fort, als anderntags in einer Schublade die Jagdpistole des verstorbenen Hofbauern entdeckt wurde. Ein solcher Fund hätte schlimmste Folgen gehabt. Die beiden Bäuerinnen hatten die Pistole wohl gar nicht als Waffe angesehen, oder in dieser kopfstehenden Welt nicht mehr an sie gedacht.

Als sich die Verhältnisse ein paar Tage später beruhigt zu haben schienen, hielt es unser Vater nicht mehr aus, zu heftig nagte die Ungewissheit an ihm, was unsere Wohnung, unsere ganze Habe anbelangte. Mit dem Fahrrad machte er sich auf den Weg nach Brandenburg. Er kam nicht weit. Russische Soldaten griffen ihn auf und steckten ihn in eine Gefangenenspalare. Mit dem Mut der Verzweiflung sprang er an einer unübersichtlichen Stelle in ein Kornfeld, es gelang ihm unterzutauchen. Irgendwie kam er dann sogar wieder an sein Fahrrad und brachte mit Glück den langen gefahrvollen Weg bis zu unserer Brandenburger Wohnung hinter sich. Besser gesagt, bis zu dem Haus, in dem wir einmal zuhause gewesen waren. Geschwärzte Fensterhöhlen starteten ihn an, er stand vor einer Ruine. Verbohrter Widerstand aus diesem und dem Nachbarhaus heraus hatte zur Folge, dass in der Reihe der schönen, geklinkerten Häuser diese beiden in Brand geschossen wurden. Nur der angesengte Abwaschtisch war noch zu gebrauchen, und das Hängeregal mit den eckigen Porzellanbehältern darüber: Soda-Sand-Seife... Alles andere war verbrannt, wir hatten kein Zuhause mehr, unsere ganze Habe war jetzt das, was wir auf den Fahrrädern hatten mitnehmen können. „Ganz egal, was kommt“, hatte unsere Mutter einmal gesagt, „Hauptsache, der Krieg ist aus.“ Sie blieb auch jetzt dabei.

Gabriele und Hansjoachim Baier



Hansjoachim Baier war es ein besonderes Anliegen, seine Kindheitserlebnisse zu Papier zu bringen und durch den authentischen Stil seiner Erzählungen lässt er die Menschen am Alltag teilhaben.

Er lädt die Leserinnen und Leser ein, die Besonderheit seiner Heimat Brandenburg zu entdecken. Er erweckt ganze Stadtviertel, Straßenzüge, Brücken und einzelne Gebäude. Durch seine Erinnerungen werden sie lebendig und von der Vergangenheit in die Gegenwart getragen.

Seine besondere Aufmerksamkeit schenkt er der Seen- und Flusslandschaft, die diese Region, ihre Menschen und vor allem die Kinder prägt.

Seine Frau Gabriele teilt seine Leidenschaft für Brandenburg. Sie war Zeit ihres Lebens kreativ tätig und ließ es sich nicht nehmen, das Cover für dieses Buch zu gestalten. Ihre Aquarellzeichnung zeigt die Stadt von einer ihrer schönsten Seiten.

Zum Verlag

Unsere Bücher, Projekte und Veranstaltungen sind da, um Mut zu machen, Hoffnung zu spenden, Ihnen ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, Kinder zu fördern und die Welt ein klein bisschen schöner zu machen.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://www.verlag-andreaschroeder.de/>

Verlag Andrea Schröder,
Inhaber Jens Koch



Wir machen die Welt
ein klein bisschen schöner.